



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Henrik Ibsen

Mayrhofer, Johannes

Regensburg, 1921

3. Kaiser und Galiläer

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73990](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73990)

erakt die rechte Stellung einzunehmen all den Kreuz- und Querwegen dieses weitschichtigen dramatischen Labyrinths gegenüber. Mit Recht hat Baumgartner unser Stück mit einem Zaubergarten verglichen, dessen keine Schere Herr wird. Aber Ibsen und Klarheit ist eben nicht immer dasselbe. „So weit die Worte Ibsen und Klarheit überhaupt in einem Atem genannt werden dürfen“, sagt Reich irgendwo, da er an eine (geistvolle, aber wackelige) Deutung des „großen Krummen“ herantritt.

Die Aufnahme, welche „Peer Gynt“ fand, war eine sehr verschiedene. Die zweite Auflage erschien bereits nach vierzehn Tagen. In Norwegen fand das Buch viel Widerspruch. Es war ja auch teilweise eine Satire auf die Landsleute, wie sie sich vor Ibsens Richteraugen ausnahmen. Nur wurde noch mehr hineingedeutet, als drinlag. Ibsen selbst schreibt an Hegel: „Warum kann man das Buch nicht als ein Gedicht lesen? Denn als ein solches habe ich es doch geschrieben. Die satirischen Partien stehen ziemlich isoliert. Aber wenn die heutigen Norweger, wie es ja den Anschein hat, in Peer Gynts Person sich selbst wiedererkennen, so mögen das die guten Leute schließlich mit sich selber abmachen.“ (24. Februar 1868.)

Auch El. Petersen rechnete das Werk in erster Linie zur polemischen Literatur. Er wollte es in ästhetischer Beziehung nicht eigentlich als Poesie gelten lassen, weil es „bei der Umformung von Wirklichkeit in Kunst halb die Forderungen der Kunst und halb die Forderungen der Wirklichkeit preisgibt“; er fand in dem Buche viel „Gedankenschwindelei“ und „Rätsel, die nicht lösbar sind, weil sie leer sind“. (Vgl. Anm. in Bd. X, S. 444.) Jedenfalls ist wahr, daß viel hineingeheimnist werden kann, wenn man zu dieser Art des unsicheren Interpretierens Lust und Beruf verspürt. Für die Bühne schien das Drama zunächst ziemlich unmöglich. In München wurde es allerdings aufgeführt, aber um es zu einem beliebten „Volks- und Rassenstück“ zu machen, schien Ibsen selbst eine weitgehende Änderung des Buchtextes am Platze. (Br. an Lassen, 16. August 1875.) In Deutschland mußte das Drama mit seinem teilweise so spezifisch norwegischen Inhalt obendrein noch mit besonderen Schwierigkeiten rechnen. Am 19. Mai 1880 schrieb Ibsen an Passarge, daß von seinen sämtlichen Büchern „Peer Gynt“ seines Erachtens „am wenigsten geeignet, außerhalb der skandinavischen Länder verstanden zu werden“. Die eigentlichen Kindheits Erinnerungen, die Ibsen für sein Werk verwertet (Br. an Brandes, 21. September 1882), können indes das Verständnis nicht erschweren. Neuerdings ist „Peer Gynt“ tatsächlich Zugstück geworden und zahllose Male aufgeführt. Auch neue Übertragungen sind erschienen, von bedeutenden Dichtern ausgeführt, so von Ludwig Fulda und in freier Nachdichtung von Dietrich Eckart.

3. Kaiser und Galiläer (Keiser og Galilaeer)

„Kaiser und Galiläer“ ist das erste Werk, das ich unter dem Einflusse des deutschen Geisteslebens geschrieben habe. Als ich im Herbst 1868 aus Italien kam und in Dresden meinen Aufenthalt nahm, brachte ich den Plan zum ‚Bund der Jugend‘ mit und schrieb dieses Stück denselben Winter. Zu ‚Kaiser und Galiläer‘ hatte ich während meines vierjährigen Aufent-

haltes in Rom mancherlei historische Studien und verschiedene Aufzeichnungen gemacht, aber keinen klaren Plan für die Ausführung entworfen und also noch weniger vom Stück etwas geschrieben. Meine Lebensanschauung war damals noch national-standinavisch, und ich konnte deshalb mit dem fremden Stoff nicht zurecht kommen. Dann erlebte ich die große Zeit in Deutschland, das Kriegsjahr und die nachherige Entwicklung. Dies alles hatte für mich in vielen Punkten eine umwandelnde Kraft. Meine Ansicht der Weltgeschichte und des Menschenlebens war bisher eine nationale Ansicht gewesen. Jetzt erweiterte sie sich zu einer Stammesansicht, und so konnte ich ‚Kaiser und Galiläer‘ schreiben. Das Drama wurde im Frühling 1873 vollendet“ (Br. an Hoffory, 26. Februar 1888).

Das neue Werk hat Ibsen also lange beschäftigt. Es ist ihm „eine Herkulesarbeit gewesen“ (Br. an Hegel, 6. Februar 1873), denn er war nicht daran gewöhnt, sich „frisch und anschaulich in eine so ferne und fremde Zeit einzuleben“. Mit der vollendeten Arbeit war er aber auch sehr zufrieden. Er hielt sie selbst für sein „Hauptwerk“ (Br. an Daae, 4. Februar und 23. Februar 1873). Sie ist „glücklicher vollbracht als irgendeine meiner früheren Arbeiten“, schreibt er an Hegel (6. Februar 1873).

Sehr interessant verspricht das „welthistorische Schauspiel“ zu werden, wenn man den inneren Gehalt herauschält. Schon 1871 schrieb der Dichter an Hegel (12. Juli 1871): „Ich stecke tief in der Arbeit an ‚Kaiser Julian‘. Dies Buch wird mein Hauptwerk werden und es nimmt alle meine Gedanken und alle meine Zeit in Anspruch. Die positive Weltanschauung, welche die Kritiker so lange bei mir vermist haben, hier wird man sie erhalten.“

Über diese „positive Weltanschauung“ scheinen sich Verschiedene verschiedene Meinungen gebildet zu haben, noch bevor das Buch vollendet und erschienen war. Jedenfalls hielt Ibsen es für gut, seinen Freund Georg Brandes zu beruhigen:

„Während der Beschäftigung mit ‚Julian‘ bin ich in gewisser Weise Fatalist geworden; aber dieses Stück wird doch eine Art Fahne. Haben Sie übrigens keine Angst vor irgend welchem Tendenzwesen; ich sehe auf die Charaktere, auf die sich kreuzenden Pläne, auf die G e s c h i c h t e und gebe mich nicht mit der ‚Moral‘ des Ganzen ab — vorausgesetzt, daß Sie unter der Moral der Geschichte nicht ihre Philosophie verstehen, denn daß eine solche als das endgültige Urteil über Kampf und Sieg zum Vorschein kommen wird, versteht sich von selbst. Doch all das kann nur praktisch veranschaulicht werden. Ihr voriger Brief über diesen Gegenstand hat mich nicht beunruhigt, erstlich, weil ich auf derartige Bedenken von Ihrer Seite vorbereitet war, und dann, weil ich den Stoff anders fasse, als Sie annehmen“ (Br. v. 24. September 1871).

Was Björnson von dem neuen Drama erwartete, ergibt sich aus zwei Briefen des Jahres 1873. „Aus Norwegen schreibt man mir, Björnson soll das Buch, obgleich er es nicht kennen kann, für Atheismus erklärt und hinzugefügt haben, daß es natürlich mit mir dahin kommen mußte. Was das Buch ist oder nicht ist, habe ich keine Lust zu untersuchen; ich weiß nur, daß ich energisch ein Bruchstück der Menschheitsgeschichte gesehen habe, und was ich sah, das habe ich wiederzugeben versucht“ (Br. an Brandes,

8. September 1873). „Vor seiner Abreise von Christiania (Frühling 1873) erzählte er (Björnson) öffentlich, mein Buch sei voll Atheismus!“ (Br. an Hegel, 13. November 1873.)

„Was das Buch ist oder nicht ist, habe ich keine Lust zu untersuchen.“ Daraus darf man indes nicht folgern, daß Ibsen der tiefere Gehalt seiner Dichtung gleichgültig gewesen. „Es ist ein Teil meines eigenen geistigen Lebens, den ich in diesem Buche niederlege: was ich schildere, habe ich in anderen Formen selbst durchlebt“ (Br. an Gosse, 14. Oktober 1872).

Sehen wir uns also das gewaltige Werk an, ein Doppel drama mit je fünf Akten. Um nicht allzu ausführlich zu werden, wollen wir die Inhaltsangabe in etwas größeren Zügen erledigen.

In Konstantinopel feiert man die Osternacht. Konstantios, der Kaiser, zieht im festlichen Zuge zur Hofkirche, in seiner Nähe der junge Fürst Julian. Aber es ist keine Osterstimmung in den Herzen. Das Volk ist zerspalten in zahllose Sekten. Der Kaiser ist ein Spielball seiner Ängste, seines fabelhaften Mißtrauens. Julian fühlt sich geplagt und gepeinigt in der Nähe des furchtbaren Machthabers. Und nicht nur das. Auch vor Gott fürchtet er sich. Sein mißglückter Kirchenbau in Kappadozien erinnert ihn an Rains Altar; er glaubt, daß Gott nichts von ihm wissen wolle. Zudem erregt die Anwesenheit des heidnischen Lehrers Libanios sein jugendliches Gemüt. Es ist der gefährlichste der Gegner Christi; er würde ihn verbannen, wenn er könnte, und doch, er steht schon selbst unter seinem Einfluß; bis in seine Gebete dringen die Worte des Libanios und erfüllen ihn mit Widerwillen und Ekel. Und als er dann erfährt, daß Libanios ihn und seine Freundschaft sucht, auf ihn die größten Hoffnungen setzt, und daß er es nicht gewesen, der ihn in Wort und Spottgedicht verhöhnt, — das hat ein frommer Priester getan — da sehnt er sich heraus aus seiner falschen, lieb- und freudlosen Umgebung, hin zu Libanios und den Freuden des Griechentums. Andererseits lockt ihn eine Erscheinung, die einer seiner geistlichen Freunde gehabt haben will; er will kämpfen lernen mit den Heiden in der Kunst der Rede, um sie zu besiegen. Als nun Konstantios, der sich nach seinem Kirchenbesuch ruhiger fühlt, weil sich die Taube über ihn gesenkt und seine Schuld mitgenommen habe, Julians Bruder Gallos zum Cäsar und Nachfolger ernennt — auch hier hat eine Intrige gegen Julian gespielt — da erbittet sich der junge Philosoph die Erlaubnis, nach Pergamon zu gehen, um dann heimlich zu dem inzwischen verbannten Libanios nach Athen zu reisen.

Aber seine Studien bringen ihm wenig Freude. Er verachtet bald die vielgepriesene, zum Himmel hinaufgeschwindelte Größe des Libanios, er verachtet die Mystereien von Eleusis, an denen er teilzunehmen gewagt. Mit den Studien und Disputierübungen scheint es auch nicht allzuviel zu sein. Um so mehr beteiligt er sich an dem kecken, leichtfertigen Treiben der übermütigen Studenten und philosophiert bereits, ob die heidnische Sünde nicht schön und ob die Wahrheit und die Schönheit Feindinnen sein sollen. Zugleich möchte er wieder gern Reformator der Christenheit sein, da die von ihm hochverehrte Schwester des Basilios, Makrina, in ihm den neuerstehenden Kämpfer Gottes gegen die Heiden sieht. Aber wo ist die Christenheit? Beim Kaiser? Bei Gallos? Bei dem verkommenen Hofgesindel? Bei den

Philosophen? Bei den theologietreibenden Bäckern? Basilios verweist ihn seltsamerweise auf die Bücher (1), aber Julian ist mit Büchern nicht gebient. Leben will er, Zeichen, neue Offenbarung; denn eines hat er in Athen gelernt: „Die alte Schönheit ist nicht länger schön, und die neue Wahrheit ist nicht länger wahr“. Und als nun Libanios mit der Meldung kommt, daß Maximus, der Gegner der Philosophen, zum Zauberkünstler und Geisterbeschwörer herabgesunken, da macht sich Julian zu seiner größten Überraschung auf, um bei ihm neue Offenbarungen zu erhalten.

Weiter und weiter geht's auf der abschüssigen Bahn. Philosophie und Politik mischen sich in die Offenbarungen. Mehr und mehr soll Julian des Lebens Kern erfassen und dann seine besondere Aufgabe erfüllen. „Warum so zweifelsüchtig, ihr Brüder? Warum steht ihr da wie vor etwas Unübersteiglichem? Ich weiß, was ich weiß. In jedem der wechselnden Geschlechter war eine Seele, worin der reine Adam wieder erstand; er war stark in Moses, dem Gesetzgeber; er hatte Kraft, sich die Erde untertänig zu machen, im mazedonischen Alexander; er war beinahe vollkommen in Jesus von Nazareth. Aber sieh, Basilios, ihnen allen mangelte, was mir verheißen ist — das reine Weib.“ „Wartet, wartet, ihr sollt sehen; — die Braut wird mir gewislich werden, und dann — Hand in Hand gehen wir gen Osten, dahin, wo nach einigen Helios geboren sein soll; in die Einsamkeit, uns zu verbergen, wie die Gottheit sich verbirgt, zu suchen den Paradiesesgarten an des Euphrats Ufern, ihn zu finden, und da — o Herrlichkeit! von da aus soll ein neues Geschlecht in Schönheit und Harmonie über die Erde ziehen — da, ihr schriftgeketteten Zweifler soll das Kaiserreich des Geistes gegründet werden!“

Unter des Maximus Zauberkünsten hält er „ein Symposium mit Geistern“ und führt geheimnisvolle Gespräche mit dem Jenseits. „Das Reich“ soll er gründen. Maximus gibt ihm die Erklärung dazu! „Es gibt drei Reiche.“ Julian fragt: „Drei?“ Maximus: „Zuerst jenes Reich, das auf den Baum der Erkenntnis gegründet ward; dann jenes, das auf den Baum des Kreuzes gegründet ward“ — „Und das dritte?“ „Das dritte ist das Reich des großen Geheimnisses, das Reich, das auf den Baum der Erkenntnis und des Kreuzes zusammen gegründet werden soll, weil es sie beide zugleich haßt und liebt, und weil es seine lebendigen Quellen in Adams Garten und unter Golgatha hat.“¹⁾

¹⁾ Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. macht in seinen „Anregungen. Gesammelte Studien und Vorträge“ (München 1910) S. 142 zu dieser Stelle die treffende Bemerkung: „Ich muß dabei immer an eine alte tiefsinnige Sage des Mittelalters denken, wonach der Baum, aus dem Christi Kreuz gezimmert wurde, aus einem Schößling des Lebensbaumes erwachsen ist, den Seth seinem sterbenden Vater holte, aber zu spät an sein Krankenlager brachte, das bei seinem Kommen schon zum Totenbette geworden war. Liegt darin nicht ausgesprochen, daß Adams Garten und Golgatha gar nicht so weit auseinanderliegen? Daß im Reiche des Kreuzes die guten Überlieferungen aus dem Paradiese auch wirksam sind? Es genügt eben nicht, die beiden ersten Reiche zu scheiden und mit Heine schlechtweg von Hellenen und Nazarenern zu sprechen: das ist sehr leicht, aber sehr leicht ist es auch. Nur wer den weltabgewandten Puritanismus als das Christentum betrachtet, was wiederum sehr bequem, aber auch sehr flach ist, kann dem zustimmen. Und so ähnlich scheint Ibsen auch vom Christentum gedacht zu haben, weil er es vermutlich von Jugend auf in keiner anderen Gestalt gesehen.“

Auch die „großen Helfer der Verneinung“ sprechen mit ihm, Kain und Judas. Über tiefe Fragen der Philosophie und Theologie gaukelt die Unterredung hin, Willensfreiheit, Allwissenheit Gottes und Prädestination. Sie mußten, weil sie sie selbst waren, sie wollten, was sie wollen mußten. Und Julian soll der dritte der „drei großen Helfer der Verneinung“ werden, der „drei Ecksteine unter dem Jorn der Notwendigkeit“, denn er soll „das dritte Reich“ gründen.

Noch einmal will er sich aufraffen, sich losreißen von Maximus und seinem Spuk und seinen Beschwörungen. Da kommt der Bote des Kaisers, welcher ihm an Stelle des hingerichteten Gallos den Cäsarentitel bringt. Zugleich gibt ihm der Kaiser „seine teure Schwester“, die schöne Helena, „das reine Weib“, wie Julian selbst erklärt. Jetzt hat er gewählt, er will das Reich gründen, nicht „Christi Reich“, sondern „des Kaisers großes, schönes Reich!“

Der vierte Akt führt uns zum Cäsar nach Gallien. Mit bewunderungswürdigem Geschick hat der von den Höflingen verspottete Philosoph sich in die neue Aufgabe gefunden und seine Provinz in den ruhmreichsten Treffen gegen ihre Feinde gesichert. Eben kehrt er aus der Entscheidungsschlacht gegen die Alemannen zurück, aber der Sieg kann sein Untergang werden. Der gefesselte Barbarenkönig, dem er das Leben geschenkt, hat ihn Kaiser genannt, und die Soldaten haben begeistert zugestimmt und ihren Kaiser Julian hochleben lassen. Er hat's getadelt, aber wer weiß, was jetzt die Folgen sind bei dem mißtrauischen Konstantios! Helena ist der Kaiserwürde nicht so abgeneigt; auch etwas Sünde, was tut's! Sie ist ja so fromm, der Herr wird ihr verzeihen. Sie kann ja die Alemannen bekehren lassen, das ist ein gutes Werk, und wenn sie nicht wollen, dann sollen sie gestraft werden, das ist auch gut. „Mir die Alemannenweiber! Beugen sie sich nicht, so werden sie geopfert! Und dann, mein Julian — wenn du mich wiedersehst — verjüngt, verjüngt! Gib mir die Alemannenweiber, Geliebter! Blut — es ist doch kein Mord, und das Mittel soll unfehlbar sein — ein Bad in Jungfernblut —.“ (Es ist stark, was Ibsen aus der historischen Helena gemacht hat.)

Der Kaiser hat inzwischen die Heldentaten Julians auf seine eigene Rechnung gesetzt und sich dafür verherrlichen lassen, dem Cäsar aber macht er seine Stellung in Gallien möglichst schwierig, die Truppen zerstreut er, indem er sie in klarer Berechnung für verschiedene Zwecke aufteilt. Helena aber wird durch eine Sendung von köstlichen Früchten vergiftet; hat der Kaiser den Auftrag gegeben oder sind's übereifrige Höflinge in Lutetia gewesen? Man weiß es nicht. Und nicht genug, daß Julian die geliebte Gattin verliert, in den Wahnreden der Sterbenden muß er erkennen, daß sie ihm untreu gewesen, daß sie Gallos geliebt, daß sie einen Priester geliebt und sich schmäählich vergangen unter dem Deckmantel der Frömmigkeit. Julian aber erstarrt vor Entsetzen. Dann streckt er die geballte Faust zum Himmel empor und ruft voll Ingrimm: „Galiläer!“ . . .

Als dann die Soldaten den kaiserlichen Anordnungen widerstehen, weil diese gegen die vom Cäsar gegebenen Garantien sind, wird er von Decentius verhaftet. Gleich darauf fällt er beinahe den erregten Soldaten zum Opfer,

weiß diese dann aber durch Schilderung seiner eigenen unglücklichen Lage, durch weitgehende Versprechungen und Kunstgriffe so umzustimmen, daß sie ihn auf den Schild erheben und zum Kaiser ausrufen.

Julian hat sich mit den Seinen nach Vienna zurückgezogen. Die Gefahr für ihn wächst. Zwar ist der Kaiser geflohen, aber nur um neue Truppen zu sammeln. Und überdies wird er wieder heiraten, ein braves Christenweib. Da wird's an einem neuen Cäsar nicht fehlen, so oder so, man hat's ja an der frommen Christin Helena gesehen. Julian weilt mit seinem Freunde Maximos, dem alten Heerenmeister, tief drunten in den Katakomben, um geheime Auskunft zu erlangen in seiner bedrängten Lage. Die Soldaten sind nahe daran, die Geduld zu verlieren. Er aber deutet Vorzeichen, jedoch ohne Sicherheit und Bestimmtheit, und in der Tiefe, wo Maximos weilt, schweigen die Zeichen.

So will er denn sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen. Er ist dieses Leben satt. „Meine ganze Jugend war e i n e ewige Furcht vor dem Kaiser und vor Christus.“ Der Kaiser mit seinem Mißtrauen und seiner Grausamkeit und Christus mit seinem strengen Gesetz! „Ich sollte! Krampfte sich meine Seele zusammen in bohrendem und verzehrendem Haß gegen den Mörder meines Geschlechts, so lautete das Gebot: Liebe deinen Feind! Dürstete mein schönheitsstrunkener Sinn nach den Bräuchen und Bildern der vergangenen Griechenwelt, so drängte sich die Christenforderung ein mit ihrem: Such' das eine, was not tut. Spürte ich der Sinne süße Lust und Begier zu diesem oder jenem, so schreckte mich der Fürst der Entsaugung mit seinem: Stirb hier ab, um jenseits zu leben! Das Menschliche ist etwas Unerlaubtes geworden seit dem Tage, da der Seher von Galiläa das Steuer der Welt ergriff. Leben ist Sterben geworden durch ihn. Lieben und Hassen heißt Sünde. Hat er denn der Menschen Fleisch und Blut verwandelt? Oder ist der erdgeborene Mensch nicht geblieben, was er war? Das gesunde Innerste unserer Seele bäumt sich dagegen auf; und doch sollen wir w o l l e n — gegen unsern eigenen Willen. Wir sollen, sollen, sollen!“ Von der Notwendigkeit und Vortrefflichkeit des christlichen Sittengesetzes und von der Kraft der Gnade hat Julian keine Ahnung mehr. Und doch vermag er sich nicht vollständig von Christus loszureißen; ein geheimnisvoller „Zauber“ fesselt ihn. „Du kannst es nicht verstehen,“ ruft er Maximos zu, „du, der du niemals unter der Macht des Gottmenschen gestanden hast. Es ist mehr als eine Lehre, was er über die Welt verbreitet hat: es ist ein Zauber, der die Seelen gefangen hält. Wer einmal unter diesem Zauber gestanden, der kommt, glaub' ich, nie wieder ganz davon los.“ „Wir sind wie Weinstöcke, die in ein fremdes, ungewohntes Erdreich gepflanzt sind; — pflanzt uns wieder zurück, und wir würden ausgehen. Aber im neuen Boden verkümmern wir.“ Und der Glaube schirmt auch den Kaiser. „Keine Leibwache mit Speiß und Schild schirmt so sicher den Kaiserthron wie dieser überwältigende Glaube, der immer über das Erdenleben hinauszeigt.“ So zieht denn Maximos die Konsequenz: „Kaiser oder Galiläer — d a s ist die Wahl! . . . Siegesmutig, wie ein Reiter auf seinem feurigen Roß, mußt du über den Galiläer hinwegsetzen, wenn du empor zum Kaiserthron willst.“

Immer mehr treibt und spornt der Heide den Kaiser. Da kommt die Kunde, daß oben in der Kirche, wo die Leiche der Fürstin aufgebahrt steht, große Wunder geschehen, eines nach dem andern, und eine Stimme verkündigt von Zeit zu Zeit: „Heilig, heilig ist das reine Weib.“ Jetzt wendet sich Julian, im Innersten gepackt, zu Maximus: „Das Leben oder die Lüge!“ Er eilt in die Tiefe, um mit Tierblut das Wasser der Taufe abzuwaschen. Dann beruhigt er die erregten Soldaten und stürmt voran zur Kirche.

Er eilt die Treppe im Hintergrund hinauf: Mein Heer, mein Schatz, mein Kaiserthron!
 Chor in der Kirche: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Ubel!
 Julian stößt die Tür weit auf. Man blickt in die hell erleuchtete Kirche; Priester stehen vor dem Hochaltar; Scharen Andächtiger knien rings um den Sarg der Fürstin.

Julian: Frei, frei! Mein ist das Reich!

Callist ruft ihm zu: Und die Kraft und die Herrlichkeit!

Chor in der Kirche: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit! —

Julian geblendet vom Lichterglanz: Ha!

Maximos: Sieg!

Chor in der Kirche: — in Ewigkeit, Amen.

Soweit „Caesars Abfall“ („Caesars Frafald“), des „weltgeschichtlichen Schauspiels“ erster Teil. Man kann diesem Drama wohl den Vorwurf nicht ersparen, daß das Christentum, ähnlich wie in dem Roman „Julian der Abtrünnige“ von Dahn, etwas stark darauf zugeschnitten ist, um Julian davon zu „befehren“. Es ist ja wahr, daß das Sektenwesen zeitweise eine beklagenswerte Ausdehnung gewonnen; jammerte doch St. Hieronymus, wenn auch etwas rhetorisch: „Ingemuit totus orbis et Arianum se esse miratus est.“ Aber die wahre Kirche war doch nicht von der Erde verschwunden, und Ibsens Basilios hätte nicht nötig, dem Julian auf seine Frage: „Wo ist das Christentum?“ die wenig tröstliche Antwort zu geben: „In den Schriften der heiligen Männer.“

Sodann kann die Freiheit, mit der Ibsen die historisch gegebenen Charaktere behandelt, nicht immer gerechtfertigt werden. Wir sahen das bereits bei Bischof Nikolas in den „Kronprätendenten“. Hier sei speziell auf Helena verwiesen. Welch ein Ungeheuer hat er nicht aus der edlen Fürstin gemacht! Freilich, wenn im Christentum alles — Gregor und Basilios freilich sind ja besser gezeichnet, und auch Athanasios wird rühmend erwähnt — oder ungefähr alles faul und verrottet, überall nur Lug und Trug und Gemeinheit bei den Priestern und erbärmliche Selbstsucht und Falschheit bei den Laien, da wird der phantastische, unklare Julian ziemlich leicht vor die Frage gedrängt: „Das Leben oder die Lüge!“ Aber Ibsen hätte wohl das Talent gehabt, bei weniger äußerem Effekt etwas psychologisch Tieferes zu bieten. Es ist gewiß immer mißlich, wenn jemand, der selbst nicht solid durchgebildet in Philosophie und Theologie, als sein „Hauptwerk“ ein großes „welthistorisches Schauspiel“ über Julian den Abtrünnigen schreibt. Doch darauf wollen wir weiter zu sprechen kommen, nachdem wir erst noch den zweiten Teil „Kaiser Julian“ („Kejser Julian“) betrachtet, in welchem übrigens das Christentum doch ein anderes Aussehen gewinnt.

Raum, daß die Leiche des Konstantios nach Konstantinopel überführt, da verkündigt Julian schon öffentlich, daß er das Heidentum wieder zu seiner früheren Herrlichkeit erheben wolle, und er selbst bringt ein feierliches

Opfer dar. Aber kaum einer spendet ihm Beifall, das Volk schleicht davon, nur einige Redner preisen ihn mit eilen Speichelleckereien.

Nun wird zunächst der Hof von den Christen gesäubert und zugleich von manchem einsichtigen, braven Manne. So wird auch der wackere Schatzmeister Ursulos verabschiedet, der gerade der rechte Mann ist, gegen die albernen Schmeichler und deren Einfluß ein Gegengewicht tadelloser Ehrlichkeit und zugleich wirklicher, von Herzen kommender Ergebenheit zu bilden. Armselige Schwäger und Rhetoren erhalten die wichtigsten Ämter.

Der Kaiser selbst aber hält zu Ehren des Dionysos einen glänzenden Festzug. Aber doch nicht in jeder Hinsicht glänzend. Allerhand gemeines, verkommenes Paß bildet den Hauptbestandteil, und die Sünde erhebt frech und offen ihr Haupt im Namen griechischer Schönheit.

Julian selbst wird bald ernüchtert. „War das Schönheit? — Wo waren die Alten im weißen Bart? Wo die reinen Jungfrauen mit Stirnbändern, sittig im Gebahren, voll Züchten mitten in des Tanzes Freuden? Pfui über euch, ihr Huren! Wo ist die Schönheit hin? Der Kaiser gebietet ihr, wieder aufzuerstehen, und sie erhebt nicht wieder auf — —? — Pfui, über diese stinkende Unzucht! Und diese Gesichter. Alle Laster schreien aus den verzerrten Zügen. Schwären an Leib und Seele! Pfui! Pfui! Ein Bad, Agilo! Der Gestank erstickt mich.“ Trostdem geht es auf dem betretenen Wege weiter. Die Höflinge haben freies Spiel. Nur, wo einer vom Glauben abfällt, findet er das Wohlwollen und den Schutz des Kaisers. Die guten Elemente, die noch nicht verbannt, scheiden freiwillig vom Hof, der bald darauf Konstantinopel mit seinen allchristlichen Erinnerungen verläßt und nach Antiochia zieht.

Die Laten des Kaisers und der Übermut seiner Anhänger veranlassen an einzelnen Orten die Christen zum Vorgehen gegen das wiederauflebende Heidentum; das wird dann aufs strengste geahndet, wenn man nicht rechtzeitig Reue darüber zeigt. Da kann selbst frühere Freundschaft mit dem Kaiser nicht retten. (Der Gesang der Gefangenen, die zum Tode geführt werden, könnte etwas weniger realistisch gehalten und die Dulder etwas menschlicher gezeichnet sein.)

Julian zieht in festlichem Aufzug zum Apollotempel, um zu opfern. Fruchtlos sind die Mahnungen des alten blinden Bischofs Maris; da spricht dieser den Fluch über ihn und sein Treiben, und im selben Augenblick wirft ein Erdbeben den herrlichen Bau in Trümmer. „Es war derselbe Gott, der Jerusalems Tempel in Schutt und Asche legte.“ Doch Julian erklärt aufs neue dem Gott der Christen den Krieg. Jerusalems Tempel soll sein Wort Lügen strafen.

Julian könnte eine Bestätigung seiner Lehren wohl gebrauchen, denn bald muß er entdecken, wie selbst unter seinen Höflingen der Spott über die Griechengötter Boden gewinnt. Und seine Philosophen schämen sich, im Mantel des Diogenes auf der Gasse zu erscheinen. Klug handelt der Kaiser wenigstens darin, daß er den Schmarozkern nicht mehr allzuviel irdische Güter schenkt, sondern ihnen Gelegenheit gibt, ihre phrasenreiche Weisheit im Leben anzuwenden.

Die Christen müssen mehr und mehr die Stärke seines Armes fühlen. Es ist schon zu blutigen Auftritten gekommen. Die Heiden haben sich viel

herausgenommen. Mancher ist grausam getötet, andere sind ihres Eigentums beraubt, die heiligen Bücher werden aufgesucht und vernichtet. Aber die Verfolgung stärkt; es erstehen auch Helden, die den Herrn preisen, wenn sie um seines Namens willen leiden dürfen. Laue und Wankende werden gefestigt; selbst der abtrünnige Hekabolios kehrt zurück zu seinem verratenen Gott und Heiland. Und während Julian am verlassenen Altare der Kybele als Opfergabe eine einzige Gans vorfindet, sind die Christen bereit, ihr eigenes Blut zu vergießen für Christus; Kyrillos reißt seine Wunden auseinander und wirft dem Kaiser Stücke des eigenen Fleisches vor die Füße: „Sieh her, sieh her; — sättige dich an meinem Blute, wonach du dürstest! Aber ich — das sollst du wissen — ich sättige mich an Jesus Christus.“

Durch eines hofft Julian die Macht des „Galiläers“ zu brechen, durch den wiedererstandenen Tempel zu Jerusalem. Da kommt die Nachricht, der Kriegsoberst Jovian selber bringt sie: „Der Kaiser hat des Galiläers Weissagung erfüllt. . . . Durch dich wurde das Wort zur Wahrheit: nicht ein Stein soll auf dem andern bleiben.“

Sa, wer die Macht des „Galiläers“ brechen könnte! „Wer wird siegen,“ fragt Julian in einsamer Mondnacht auf den Ruinen des Apollotempels den Maximus, „der Kaiser oder der Galiläer?“

Und Maximus entgegnet: „Beide werden, der Kaiser wie der Galiläer, untergehen. Julian: Untergehen? Beide?“

Maximos: Beide, ob in unsern Zeiten, ob nach Hunderten von Jahren, das weiß ich nicht; aber es wird geschehen, wenn der Rechte kommt.

Julian: Und wer ist der Rechte?

Maximos: Er, der sowohl den Kaiser wie den Galiläer aufsaugen wird.

Julian: Du löst das Rätsel mit noch einem dunkleren Rätsel.

Maximos: Hör mich an, Wahrheitsfreund und Bruder! Ich sage, sie werden beide untergehen — aber nicht vergehen. — Geht nicht das Kind unter im Jüngling, und der Jüngling wieder unter im Mann? Aber weder das Kind noch der Jüngling vergeht. — O du, mein Lieblingschüler, hast du unsere Gespräche in Ephesos vergessen — die Gespräche von den drei Reichen?

Julian: Oh, Maximus, da liegen Jahre dazwischen. Sprich!

Maximos: Du weißt, ich habe nie gebilligt, was du als Kaiser unternommen hast. Du hast den Jüngling wieder zum Kinde umschaffen wollen. Des Fleisches Reich ist vom Reiche des Geistes aufgesogen. Aber das Reich des Geistes ist nicht das abschließende, ebensowenig wie der Jüngling es ist. Du hast das Wachstum des Jünglings hindern wollen, — ihn hindern wollen, Mann zu werden. O Tor, der du das Schwert wider das Werden gezogen hast, — wider das dritte Reich, wo der Zweifelhige herrschen soll!

Und was ist das für ein Zweifelhiger? Das ist der neue Messias, „Kaiser-Gott — Gott-Kaiser. Kaiser im Reiche des Geistes — und Gott in des Fleisches Reiche.“ „Das ist das dritte Reich, Julian!“ „Der Gott-Kaiser.“ „Der Kaiser-Gott.“ „Logos in Pan — Pan in Logos.“ „Maximos, — wie wird er?“ „Er wird in dem sich selbst Wollenden.“

Jetzt ist Julians Zukunft entschieden. Er will. Persien wollte Frieden mit ihm, er ist darauf eingegangen. Die Boten zurück! „Ich will die Welt besitzen.“

Freilich der Chor der Psalmsängerinnen, der von fern, von den Martyrergräbern herübertönt, schaut weiter in die Zukunft:

„Menschengötter aus Gold, — wie Laub
Werdet ihr werden zu Staub!“

Zu Beginn des vierten Aktes steht der Kaiser bereits an der Ostgrenze seines Reiches, vielbeschäftigt mit Nachdenken über Schicksal und Götter und mit der Auslegung von tausend Vorzeichen, die der eine so, der andere anders auffaßt. Am meisten aber macht ihm der Gedanke zu schaffen, daß er nicht allein die Macht besitzt, daß man dem Kaiser nicht alles gibt, wohl Leib und Leben, aber nicht alles, alles, nicht die ganze Seele, wie dem „Galiläer“.

Der schlimmste Gesellschafter für den vergrübelten Kriegsmann ist Maximus. Er bringt ihn auf immer neue Phantastereien. „Einer ist, der immer, in gewissen Zwischenräumen, im Leben des Menschengeschlechtes wiederkehrt. Er ist wie ein Reiter, der in der Reitbahn ein wildes Roß zähmen soll. Jedesmal wirft das Roß ihn ab. Doch ein Weilchen nur, und der Reiter sitzt wieder im Sattel, immer sicherer, immer geübter: doch herunter mußte er in seinen wechselnden Gestalten jedesmal bis auf diesen Tag. Herunter mußte er als der gottentstammte Mensch in Edens Garten: herunter mußte er als der Stifter des Weltreiches; — herunter muß er als der Fürst des Gottesreiches. Wer weiß, wie viele Male er schon unter uns gewandert ist, ohne daß einer ihn erkannte? — Weißt du denn, Julian, ob du nicht etwa warst in ihm, den du jetzt verfolgst?“ An den „Kommenden“ glaubt Maximus, „an die freie Notwendigkeit“, und er sehnt sich nach dem „Zweiseitigen“, der „die beiden Reiche der Einseitigkeit“ versöhnen soll. Auf's neue läßt sich Julian in seinen Plänen bestärken. Auch Basilios und Makrina, die er in ihrer ländlichen Einsamkeit findet, vermögen daran nichts zu ändern. Bald schon läßt Julian im Lager seine eigenen Bilder aufstellen, um Weihrauch vor ihnen anzünden zu lassen, denn die höchste Gewalt soll nicht mehr „gleichsam gespalten und auf mehrere Köpfe verteilt“ sein. Und doch zittert er vor den Christen, die er im Westen zurückgelassen.

Die viel größere Gefahr aber in nächster Nähe sieht er nicht. Ein ränkevoller Perser belügt und betrügt ihn, unter dem Vorgeben, er wolle ihm dienen und an seinem Todfeind, dem Perserkönig, Rache nehmen. Schritt für Schritt führt er ihn zu dem verhängnisvollen Entschluß, die große Flotte, die auf dem Euphrat und Tigris dem Heere gefolgt ist, in Brand zu stecken. Aber nur zu bald muß er erkennen, daß der Perser ihn verraten und daß Jovian der Christ es war, der es gut mit ihm gemeint. Doch der Befehl, das Feuer zu löschen, kommt zu spät. Er, der sich eben noch den „Gott der Erde und des Geistes Kaiser in Einem“ genannt, steht machtlos da vor den Verheerungen des rasenden Elements.

Immer weiter geht's mit Julians Macht bergab. Die Perser machen ihm sehr zu schaffen. Dazu hat sich aller eine große Ratlosigkeit bemächtigt. Das einzige, was schließlich noch möglich, ist eine Art Rückzug nach Norden zu, um günstigeres Terrain zu haben und einigermaßen zu verdecken, daß es ein Rückzug ist.

Die Götter schweigen, kein Zeichen, kein Magier gibt einen, wenn auch noch so dunklen Rat. Julian selbst hat einen Selbstmordversuch gemacht. Sein Geist ist halb umnachtet. Wiederholt erblickt er schreckliche Gesichte: Kaiser Konstantin, dessen Grundsätze er verleugnet, den „Geist des Reiches“,

den er schon in Ephesos gesehen, den „Galiläer“ selbst, der seinen Sarg zimmert.

Bei Tagesanbruch ist die Schlacht mit den Persern bereits entbrannt. Julian kämpft unverzagt an der Spitze seiner Reiter, bis sein Pferd erschossen und er selbst, ganz krank, sich aus dem Getümmel zurückziehen muß. Da ereilt ihn die Lanze eines überspannten christlichen Schwärmers (eine sehr ungeschickte Abweichung von der Geschichte) und er sinkt zu Boden mit dem Ruf: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ Die Soldaten aber, welche unter dem Rufe: „Christus ist unter uns!“ aufs neue gegen die Feinde anstürmen, jagen die Perser nach allen Seiten davon.

Julian stirbt, von seinen Göttern betrogen, während draußen der Galiläer Jovian zum Kaiser ausgerufen wird. Der Schluß des Dramas ist zu charakteristisch, als daß wir ihn nur mit ein paar Worten abtun möchten.

Basilios: Vergessen, ehe noch deine Hand erkaltet ist! Und um dieser gebrechlichen Herrlichkeit willen verkaufst du deine unsterbliche Seele!

Maximos (steht auf): Der Weltwille wird Rede stehen für Julians Seele.

Maxrina: Lästere nicht, obschon du diesen Toten geliebt hast —

Maximos (näher sich der Leiche): Ihn geliebt und ihn verführt! — Nein, nicht ich! — Verführt wie Kain! Verführt wie Judas! — — Euer Gott ist ein verschwenderischer Gott, Ihr Galiläer! Er braucht viele Seelen! — Warst du auch diesmal nicht der rechte, — du Schlachtopfer der Notwendigkeit? — Was ist das Leben wert? Alles ist Spiel und Tand! — Wollen heißt wollen müssen! — O, mein Geliebter, — alle Zeichen betrogen mich, alle Wunderstimmen sprachen mit zwei Zungen, so daß ich glaubte, in dir den Versöhner der beiden Reiche zu sehen. — Das dritte Reich wird kommen! Der Menschengott wird sein Erbe wieder in Besitz nehmen, und dann sollen Sühnopfer flammen für dich und deine zwei Genossen beim Symposium. (Er geht.)

Maxrina (steht auf, bleich): Basilios, verstandest du des Heiden Rede?

Basilios: Nein, aber groß und strahlend geht es vor meinen Augen auf, daß hier ein herrliches, zerstörtes Werkzeug des Herrn liegt.

Maxrina: Ja, wahrhaftig, ein köstliches und kostbares Werkzeug.

Basilios: Christus, Christus, — wo war dein Volk, daß es nicht deinen offenbaren Ratschluß sah? Kaiser Julian war uns eine Zuchtrute, — nicht zum Tode, sondern zur Auferstehung.

Maxrina: Das Geheimnis der Auserwählung ist furchtbar. Was wissen wir —?

Basilios: Steht nicht geschrieben: Es werden Gefäße des Zornes gebildet und Gefäße der Gnade?

Maxrina: O, Bruder, denken wir diesen Abgrund nicht zu Ende. (Sie beugt sich über den Leichnam und deckt sein Antlitz zu.) — Irrende Menschenseele, — müßt du irren, so wird es dir gewißlich zugute gerechnet werden an jenem großen Tage, da der Gewaltige kommt in der Wolke, um Recht zu sprechen über die lebendigen Toten und die toten Lebendigen! — —

Wenn man das Drama im großen und ganzen betrachtet, so scheint es zunächst, daß dasselbe den Sieg des Heilands verkündet. Natürlich, das brachte ja auch der ganze Stoff einigermaßen mit sich. Daß es aber ein christliches Tendenzdrama geworden, besser gesagt, daß es allen Anforderungen entspricht, die ein von den Idealen des Christentums tiefdurchdrungener Dichter an sich stellen würde, das kann man ebensowenig behaupten wie, daß es klar und entschieden einen atheistischen Standpunkt einnimmt. Es leidet eben auch an dem Ibsenschen Mangel an Klarheit.

Man kann natürlich nicht jede Äußerung der auftretenden Personen als Anschauung des Dichters buchen; wenn Julian gelegentlich eine schiefe oder falsche Auffassung von Eid, Unrecht, Gnade, Sendung Christi, ja überhaupt eine ganz verkehrte Welt- und Lebensanschauung vertritt, so ist das darum noch nicht die Meinung des Dichters.

Man könnte glauben, daß Maximos in den oben zitierten Worten der Schlusszene mehr oder weniger der Sprecher des Dichters sei. Freilich behält er nicht das letzte Wort. Aber Makrina steht in den Schlussätzen gleichfalls nicht auf christlichem Standpunkt: „Irrende Menschenseele — m u ß t e s t du irren . . .“ Wie sie früher schon einmal gesagt: „Und ich sage dir, Kaiser, daß du nichts anderes bist als eine Geißel in Gottes Hand — eine Geißel, die uns züchtigen m u ß um unserer Sünden willen“, — eine Äußerung, die freilich wieder abgeschwächt wurde durch die folgenden Worte: „Darum schlug der Herr dich mit Wahnwitz, daß du uns züchtigen solltest.“

Sedenfalls ist der richtige Standpunkt in den großen Fragen der Willensfreiheit, der Prädestination, der Pläne Gottes mit der Welt nicht mit der gehörigen Klarheit herausgearbeitet. Man merkt dem Werke stark an, daß sein Verfasser Schopenhauer gelesen und dessen krause Phantastik zu Dekorationszwecken verwendet. Der „Weltwille“, die Gedanken des Maximos über die Wiedergeburt, Julians Wunsch nach einer Weltvernichtung, Maximos' pessimistische Behauptung, daß das Leben nichts wert, alles nur Spiel und Tand, und vor allem das „at ville er at maatte ville“, „Wollen heißt wollen m ü s s e n“, das alles erinnert lebhaft an den Frankfurter Philosophen, der sich das traurige Verdienst erworben, unsere Literatur mit der „Welt als Wille und Vorstellung“ und den „Grundproblemen der Ethik“ zu bereichern.

Es wäre besser gewesen, wenn Ibsen, da er sein großes Drama schrieb, andere Schriftsteller gelesen. Die grundverschiedenen Einflüsse, denen er ausgesetzt gewesen, hatten ihn schon selbst in ganz verhängnisvoller Weise irregeleitet. Seine Briefe an Georg Brandes, die er in jener Zeit geschrieben, legen Zeugnis davon ab. In das Thema von „Kaiser und Galiläer“ wird man geradezu erinnert, wenn man den Brief vom 4. April 1872 liest: „Was bei diesem Kampf aufs Messer (den Brandes damals in Dänemark durchkämpfte) herauskommt, der zwischen zwei Epochen geführt wird, das weiß ich nicht: alles, nur nicht das Bestehende, und das ist für mich bestimmend. Vom Sieg verspreche ich mir eigentlich keine stabile Verbesserung: Alle Entwicklung ist bis jetzt nichts weiter gewesen als ein Taumeln von einem Irrtum in den andern. Aber der Kampf ist gut, frisch, gesund. Ihre Erhebung erscheint mir als eine einzige, große, ganze, zersprengende und befreiende Genialitätsäußerung“.

Brandes ist auch einer, der am „dritten Reich“ arbeiten konnte, wenigstens klagt Ibsen ihm gegenüber, daß die Skandinavier im großen und ganzen „in den Augen von Europa noch nicht über den Gemeinderatsstandpunkt hinausgekommen. Aber nirgends befaßt sich ein Gemeinderat damit, das ‚dritte Reich‘ zu erwarten und zu fördern.“ (30. Juni 1875.) Das „dritte Reich“ warf Ibsen auch wie ein Schlagwort unter seine Zuhörer bei einem Fest im „Grand Hotel“ zu Stockholm (24. September 1887).

„An einen bestimmten Punkt, der berührt wurde, möchte ich, wenn Sie mir gestatten, kurz anknüpfen. Man hat gesagt, auch ich habe, und zwar auf vorgeschobenem Posten, das meinige dazu getan, eine neue Zeit heraufzuführen in den Landen. Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß die Zeit, in der wir leben, mit der gleichen Berechtigung als ein Abschluß bezeichnet werden kann, und daß daraus eben jetzt ein Neues erstehen will. Ich glaube nämlich, daß die naturwissenschaftliche Lehre von der Evolution auch für die geistigen Lebensfaktoren gilt. Ich glaube, daß wir am Vorabend einer Zeit stehen, da der politische Gedanke und der soziale Gedanke aufhören werden, in ihren gegenwärtigen Formen zu existieren, und daß sie beide zu einer Einheit verwachsen werden, die fürs erste die Bedingungen zum Glück der Menschheit in sich birgt. Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion sich verschmelzen werden zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht, von der wir Zeitgenossen allerdings keine klare Vorstellung haben können. Man hat bei verschiedenen Anlässen mir nachgesagt, ich sei Pessimist. Und das bin ich auch, insofern ich nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale glaube. Aber ich bin auch Optimist insofern, als ich voll und fest an die Fortpflanzungskraft der Ideale und an ihre Entwicklungsfähigkeit glaube. Namentlich und bestimmter gesagt, glaube ich, daß die Ideale unserer Zeit, indem sie zugrunde gehen, auf das zusteuern, was ich in meinem Drama ‚Kaiser und Galiläer‘ andeutungsweise als ‚das dritte Reich‘ bezeichnet habe. Gestatten Sie mir darum, mein Glas zu leeren auf das werdende — auf das kommende. An einem Samstagabend sind wir hier versammelt. Ihm folgt der Ruhetag, der Feiertag, der Weibtag, wie man will. Ich für meinen Teil will zufrieden sein mit dem Ertrag meiner Lebenswoche, wenn diese Arbeit dazu dienen kann, die Stimmung für den Tag vorzubereiten, der morgen anbricht. Doch zunächst und vor allen Dingen will ich zufrieden sein, wenn sie dazu beiträgt, die Geister in der Arbeitswoche, die unfehlbar hinterher kommt, zu stählen. Und somit danke ich Ihnen!“ (Sämtl. Werke. Bd. I. S. 459 f.)

Eine Rede, welche Ibsen von seiten des Freiherrn von Grotthuß den Titel des „Revolutionärs aus Prinzip“, des „verkörperten Fragezeichens an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts“ eingetragen.

Die andere große Frage in „Kaiser und Galiläer“ ist die nach der Freiheit oder Unfreiheit des Willens. Auch hier fehlt es natürlich an der gewünschten Klarheit.

Sehr deutlich reden, von ihrem Standpunkt aus, in dieser Beziehung Cain und Judas.

Auch Julian wird der „dritte große Freigelassene unter der Notwendigkeit“ genannt, der dritte der „Ecksteine unter dem Jorn der Notwendigkeit“. „Wollen heißt wollen müssen“, sagt Marimos.

Die Frage von der Freiheit des Willens und von der Beschränkung des Willens durch allerlei Umstände, von Gottes allwissender Voraussicht der künftigen Menschentaten und der Zulassung böser Werke, die Gott in zahllosen Fällen nicht verhindert, nachdem er dem Menschen seinen freien Willen verliehen, und die er trotz aller Verkehrtheit des Menschen wieder zum Guten wenden kann — das alles ist berührt, aber die einfachste Kate-

chismusstunde gibt klarer und richtiger Antwort als Ibsen in seinem zehnaktigen „weltgeschichtlichen Schauspiel“.

Auch als Drama ist Ibsens „Hauptwerk“ nicht ganz auf der Höhe. Gewiß ist es reich an wirkungsvollen Szenen, scharf pointierten Dialogen, obendrein an interessanten lebensvollen Charakteren verschiedenster Färbung — ein paar sind allerdings etwas auffällig karikiert — und ebenso glücklich in der Bewertung und Umschaffung selbst unbedeutender Notizen bei den Historikern. Doch ist es teilweise schwach in der Anlage. Ibsen hat sich alle nur mögliche Freiheit im Bau der Handlung genommen, mit Zeit und Ort einfach gespielt und mit vollen Händen in die Figuren seines Schachspiels hineingegriffen, — die endlosen Personenverzeichnisse legen Zeugnis dafür ab. Doch ist das Drama gerade infolge dieser Freiheit stellenweise versandet und für eine Aufführung halbwegs unmöglich.

Als Merkwürdigkeit sei eine Stelle von J. P. Jacobsen angeführt. (Jacobsens Ges. Werke, I. Bd. S. 206 f.)

„Ich las gestern“, schreibt der Einödler von Thisted am 7. August 1874 an Edvard Brandes, „Ibsen ‚Kaiser und Galiläer‘ 1. Teil. Was den Dialog betrifft, so kann man über diesen nicht anderes sagen, als man über den anderer schlechter dänischer Dramen gesagt hat. Es ist kein Zug im Stücke, es ist kalt, die Personen sind ohne Persönlichkeit, es sind lebendige Leitartikel über die Anschauungen verschiedener Parteien und ihrer Standpunkte. Helena ist gar nichts, Julian alles mögliche, ein junger norwegisch-deutscher Mann, der seinen Sören Kierkegaard gelesen hat und der bei gegebenem Anlaß einen Spritzer von Hamlet, von Manfred und von Antonius in ‚Julius Cäsar‘ bekommt. Es ist das wenigst ibsenske, was Ibsen bisher gemacht hat. Er kann Reim und Rhythmus gar nicht entbehren; er redet doch allzu flach in Prosa, und das, was er von anderen gelernt, wird gar nicht umgeschmolzen bei einem so schwachen Feuer, wie es das ist, so er verwendet, seine Prosa dran zu formen. Es ist etwas von dem Tod, der bei Hauch ist, in Ibsens Julian. Wahrscheinlich ist diese Beurteilung ungerecht, da die Charaktere wohl erst im 2. Teil Form und Festigkeit gewinnen; doch es bleibt immer ein Fehler, daß Hekabolios und Libanios nicht jeder in seiner Richtung zum ausgezeichnetsten gemacht werden; sie sollten nicht Betrüger und Hofgewürm sein; das setzt ja Julians ganze Bedeutung herab und macht ihn zu einer merkwürdig kleinen Figur im Dreiklee: Kain, Judas und Julian.“

Das Schlimmste ist, daß Ibsen am Abschluß seiner religiös-philosophischen Gedankendramen, wo er einst die von den Kritikern so lange vermißte „positive Weltanschauung“ zu bieten beabsichtigt, nicht etwas klarer und tiefer Gedachtes zu geben vermochte. Was nützt uns da schließlich der Prophet des nebelhaften „dritten Reiches“! Der einzige Leuchtturm in der Brandung aller Schwierigkeiten für Geist und Leben ist doch nicht ein trügerisches Zukunftsidol, das Hellenentum und Christentum bestiegt und vereinigt, sondern die Schöpfung des Heilands, die ein für allemal zur Führerin und Lehrerin der Völker und der einzelnen Menschenseele gesetzt, und in der wir Wahrheit und Schönheit in herrlichster Harmonie vereinigt sehen. Wer sich von diesem Born des Lebens abwendet, der wird

wie Julian und wie Ibsen selber in die Irre gehen, und leider wird er in vielen Fällen erst dann, wenn es gründlich zu spät ist, knirschend und verzweiflungsvoll zum Himmel emporrufen: „Du hast gesiegt, Galiläer!“

Henrik Ibsen, der Prophet des Realismus

„Wir leben in der perversen Zeit des Humbugs, wo das Gute böse, das Kleine groß genannt wird. Wenn die drei größten Humbugmacher, der sterilisierte Pasteur, der unmusikalische Wagner und der stupide Ibsen einmal entlarvt sind, dann kommt die Zeit wieder ins Gelenk. Hühnercholera, Götterdämmerung und Nora. Pfui Teufel!“

Dieser pikante Satz stammt aus Strindbergs „sozialem Roman“ „Die gotischen Zimmer“. Wir zitieren ihn an dieser Stelle, weil wir nunmehr im Begriffe sind, in Ibsens Dramatik die Periode der „Nora“ und der andern mehr oder minder verwandten Dramen einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen.

„Nora“ — „der stupide Ibsen“ — „Pfui Teufel!“

Sehen wir einmal selbst, ob es wirklich so schlimm ist oder ob am Ende auch hier die Wahrheit in der Mitte liegt, in gleicher Weise entfernt von blindwütigem Ibsenfanatismus wie von ingrimmigen, nicht mehr sehr objektiv und vertrauenerweckend klingenden Verfeinerungen à la „die gotischen Zimmer“.

Die dramatische Tätigkeit Henrik Ibsens gehörte in den letzten Jahrzehnten seines Lebens durchaus dem modernen Bühnenstück, dem realistischen Profadrama. Wie das auch schon in seiner früheren Tätigkeit zu geschehen pflegte, hatte diese Art seines Schaffens in der vorausgehenden Periode bereits ihren Vorläufer, nämlich den „Bund der Jugend“, welcher zeitlich vor „Kaiser und Galiläer“ liegt, aber als das erste Stück der neuen Phase in seiner Entwicklung anzusehen ist. Vom Ende der siebziger Jahre an beschenkte er dann für gewöhnlich jedes zweite Jahr die Literatur und die Bühne mit einem neuen Werke seiner Muse.

Wir nannten Ibsen den Propheten des Realismus. Er ist es. Der Inhalt der Dramen und mancherlei Einzelheiten werden es beweisen. Und allgemein bekannt ist ja auch, wie er durch seine Schöpfungen die moderne Bühne mehr und mehr ins Fahrwasser der photographischen, oftmals recht krassen und dabei sehr einseitigen „Wirklichkeits“schilderung gedrängt. Ibsen ist einer der Hauptrealisten unserer Tage. Aber seine ganze Veranlagung und die Entwicklung seines Lebens war derart, daß er nicht beim reinen Realismus stehen bleiben konnte. Und so spielte schon in die ersten seiner realistischen Dramen allerlei anderes hinein, das einmal mehr nach „Tendenz“ schmeckte, einmal nach „Problem“, einmal nach gepfeffertem „Kritik“, bis endlich neben dem Realismus der diesem an sich freilich sehr fremde, aber bei Ibsen unvermeidliche Symbolismus und Mystizismus üppig ins Kraut schoß und sein Werk bis ins Innerste durchdrang, jene bizarren Formen schaffend, die teilweise unverstanden, um nicht zu sagen